

EDUARD
FLORIAN
REISIGL

110th
Anniversary
1909-2019

BAND 1

1

BLUT

DER

PHARAONEN

THRILLER

Blut der Pharaonen Band 1

Ein Roman
von

Eduard-Florian Reisingl

Impressum:
Cover: Karsten Sturm-Chichili Agency
Foto: fotolia.de
© Chichili Agency 2014
ISBN 978-3-8450-1338-1

Urheberrechtshinweis:
Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Autors oder der beteiligten Agentur „Chichili Agency“ reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Meinen Eltern Johanna und Konrad

›Ich sage euch aber:
Wer da hat, dem wird gegeben werden.
Von dem aber, der nicht hat,
wird auch das genommen, was er hat.‹

Lukas 19:26

Prolog

Achet Aton, 1351 BC

Der junge Pharao Amenophis IV saß mit seinem Lehrer im Haus des Lebens und lauschte gespannt den Erzählungen des Wanderpriesters, der soeben aus dem fernen reich der Phönizier zurückgekehrt war.

»Ich sah es nicht, oh Herr, nein. Es war mir nicht vergönnt, das große Geheimnis mit meinen eigenen Augen zu erblicken. Doch hörte ich davon, als die dortigen Herren des Tempels mich einluden, mit ihnen das Brot zu teilen.«

»Das Brot zu teilen? Gab es den kein Fleisch, Gemüse oder frische Früchte?«, unterbrach der Pharao die Erzählungen.

»Nein - es wurde Brot gereicht, trockenes Brot und saurer Irep. In dieser Zeremonie, die sie zu ehren ihren einzigen, allmächtigen Gottes ...«

»Ein Gott? Welche lästerlichen Worte!«, mischte sich der Lehrer ein. »Edler Pharao, es bringt Unheil über unser Land, wenn ihr diesem gefallenen Priester weiter das Wort erlaubt.«

Missmutig bedeutete Amenophis IV seinem Lehrer, zu schweigen. »Fahrt fort, Weitgereister.«

»Sie erklärten mir, dass auf dieser Tafel das Wissen der Welt geschrieben steht. Eine Stele, aus grünem Stein gehauen und so groß, wie der kleinste der Berge auf dem Achet Chufu. Von dem einen Gott beschrieben, um den Menschen die Weisheit eines vergangenen Volkes zu übermitteln.«

Amenophis IV schaute in die Runde der anwesenden Priester. Dort saßen sie, die Heiler, die dem Gott Sachmet huldigten, die Balsamierer, Rechtsprecher, Schreiber - die schlimmsten von allen, ihren Ibis-köpfigen Thot verehrend und über allem thronend das widerköpfige Antlitz des Re, der täglich wiedergeborene Sonnengott. Leise sprach er: »Der eine, ob nun Re, Ra oder Aton genannt, soll unser einziger Gott sein, so steht es geschrieben in Stein! Hier, in dieser Einöde soll ihm zu Ehren eine Stätte des Lebens erblühen und auf immer daran erinnern. Du sollst keinen Gott neben mir huldigen!«

»Mein Pharao Amenophis IV, wie kannst du es wagen?«, unterbrach der oberste der anwesenden Priester den jungen Pharao, der erhaben aufstand und mit gebieterischer Stimme sprach: »Ich errichte Achet Aton für Aton, meinen Vater, an diesem Platz. Ich überschreite die südliche Stele von Achet Aton nicht nach Süden, ich werde die nördliche Stele von Achet Aton nicht nach Norden überschreiten, um dort Achet Aton zu erbauen. Auch errichte ich es ihm nicht auf der Westseite von Achet Aton, sondern ich baue Achet Aton auf der Seite des Sonnenaufgangs, an einer Stelle, die er sich selbst bereitet hat und die für ihn durch ein Gebirge umrahmt ist. Man baue mir ein Grab im Berg von Achet Aton, wo die Sonne aufgeht, in welchem meine Bestattung erfolgen soll nach Millionen von Regierungsjubiläen. Man bestatte darin nach Millionen von Jahren die Große Königliche Gemahlin Nofretete und man bestatte darin nach Millionen von Jahren die königliche Tochter Meritaton.«

...

Kapitel II, Mittwoch 04. Februar

Strasbourg - rue du Maréchal Joffre, nachmittags

Peter Varga, ein passionierter Hobby-Archäologe, saß eingehüllt in seinen schurwollenen Dufflecoat in der Bibliothèque nationale et universitaire in Strasbourg. Gerade verbrannte er sich seine Lippen, als er versuchte, aus dem Pappbecher mit dampfenden Tee aus dem Automaten zu trinken. Seit zwei Wochen studierte er die 49 verstaubten Schriften über das alte Ägypten, die hier aufbewahrt wurden. Enttäuscht schlug er das abgegriffene Buch, in dem er gerade las, zu.

»Verdammt«, fluchte er so laut, dass selbst der schwerhörige Bibliothekar auf ihn aufmerksam wurde. »Schon wieder! Verdammt, immer endet die Spur irgendwo an den Ufern des Nils!«

»Scht ...«, zischte ihm der Verwalter, der einstweilen bei ihm angekommen war, von der Seite her zu.

»Es muss einen Hinweis geben. Was hat Pharaos Mek-Kemet dazu veranlasst, den Kult des Gottes Ptah aus der Vergessenheit zu holen? Er ließ ihn wiederauferstehen, um ihn wenige Tage später wieder auszulöschen, warum?«

»In Men-Nefer, dem heutigen Memphis, wurde Ptah bis zur zwanzigsten Dynastie als der alleinige Schöpfergott verehrt. Nach dieser Zeit ist er auch hier von den Göttern Re, Osiris und Amun verdrängt worden«, antwortete der Bibliothekar ungefragt. Peter blickte den Mann in seiner bordeauxroten Livree verwundert an.

»Danke! Wissen Sie zufällig auch, warum sich der Pharaos dieses Rituals bediente?« Fragend schaute er zum grauhaarigen Mann. »Oder haben Sie eine Ahnung, wer jeden Hinweis darüber vernichten ließ?«, murmelt er halblaut.

»Leider nein«, schüttelte der Gefragte den Kopf. »Aber bitte seien Sie trotzdem etwas leiser! Andere Besucher wollen genauso wie Sie in Ruhe Ihre Unterlagen studieren!«, wurde er erneut ermahnt.

Hm ... Ist es zutreffend, was in den Chroniken geschrieben steht?, sinnierte Peter. Dabei griff er mutlos zum letzten Band, den er über das alte Reich der Pharaonen am Ufer des lebensspendenden Flusses fand. Er schlug die erste Seite in dem Buch auf. Das Vorwort überblätterte er achtlos, da fiel ihm etwas Seltsames zwischen den Seiten auf.

»Was hast du zu verbergen, geheimnisvoller Pharaos?«, murmelte er, als er eine abgegriffene, verschmierte Kopie aus dem Buch heraus zog.

Dem Siegel nach zu urteilen, handelte es sich um den Papyrus eines Schreibers!, analysierte er das Schriftstück.

Dieser Diener der Pharaonen ist vergleichbar mit einem Buchhalter. Jede Ausgabe, und sei es eine Schaufel Sand, wurde von ihnen gewissenhaft niedergeschrieben!, erinnert er sich. Erfreut vertiefte er sich in den alten, staubigen Text. Hier wird über die Instandsetzung eines Tempels in Men-Nefer, dem heutigen Memphis, berichtet. Das ließ Peter innehalten. Endlich eine erste Spur! Mit wachsender Ungeduld studierte er das vergilbte Schriftstück. Akribisch genau protokollierte der Schreiber, was der namenlose Priester benötigte, um die Opferstätte zu reaktivieren, die zweihundert Jahre dem Zerfall preisgegeben war. Da war die Rede von fünfzig männlichen Sklaven, die drei Tage lang Sand aus der verschütteten Anlage trugen. Zwanzig Frauen putzten zwei Tage den Altar. Ausgestattet mit irdenen Amphoren voller Zitronensaft und Schlämmkreide polierten sie die steinernen Bänke und die deckenhohen Fresken, bis alles im heiligen Glanz erstrahlte. Am Morgen des dritten Tages wurde der See in der Mitte des Allerheiligsten mit einhundert Amphoren Wasser aus dem heiligen Nil gefüllt.

Tausend weiße Papyrusblüten sowie mehrere Dutzend roter Klatschmohnblumen setzte man zur Zierde in den See, der sich um den Fuß des Opfersteines schmiegte. Während die Gehilfen diese Arbeiten überwachten, studierte der Zeremonienmeister die Skripte aus vergangener Zeit, um den Opferritus zu Ehren des Ptah zu verinnerlichen.

Peter wollte gerade das nächste Blatt des zerbrechlichen Manuskriptes studieren, als er hinter sich ein Räuspern vernahm.

»Wir schließen in wenigen Minuten!«, murmelte jemand hinter ihm. Als der Bibliothekar ihn ansprach, registrierte er, dass es höchste Zeit war, nach Hause zu gehen.

»Eine Kopie noch, dann bin ich mit meiner Arbeit fertig«, versuchte er den alten Mann zu überreden. Der Verwalter war unnachgiebig. Er bestand vehement darauf, dass Peter am nächsten Morgen wiederkommen soll. Nach einem Blick auf seine granitgraue Armbanduhr aus Titan gab Peter mit einem Schulterzucken resigniert nach. Es war bereits kurz nach Mitternacht, höchste Zeit, seine Studien für heute zu beenden.

Kaum war Peter zu Hause angekommen, eilte er in seine kleine Privatbibliothek. Dort durchforstete er seine Unterlagen nach Informationen über dieses dubiose Ritual, das er als ›Opfer der Schöpfung‹ identifizierte. Nach zahllosen durchgearbeiteten Wälzern über die Götter und ihre bevorzugten Opfergaben, begleitet von mehreren Whiskys, gab er die Suche erschöpft auf. Müde und mit wirren Gedanken in seinem Geist entschloss er sich, zu Bett zu gehen. Zuvor musste er in dieser mondlosen Nacht noch einmal auf einen Sprung mit seiner Hündin Lady vor die Tür. Er wollte nicht in wenigen Stunden von ihr geweckt werden, weil die Natur ihr Recht einforderte. Während er darauf wartete, dass der Hund seine Notdurft erledigte, versuchte er am nördlichen Firmament den Sternhaufen der Plejaden zu finden, wie er es immer in den Wintermonaten tat.

Eine massive Wolkendecke versperrte ihm die Sicht, er suchte vergebens den Himmel nach dem vertrauten Funkeln ab. Der kräftige kalte Windstoß, der ihm um die Waden wehte, erinnerte ihn an die nahende Sturmfront, die der Wetterbericht seit mehreren Tagen ankündigte. Peter stapfte humpelnd durch den verharschten Schnee um sein Haus herum, um die Fensterläden zu kontrollieren. Nachdem sein Hund ihm kläffend andeutete, dass er mit seiner Erledigung fertig war, begab er sich zurück in sein gut geheiztes Heim. Er legte zur Vorsicht noch ein Scheit Holz in das Feuer, damit das Haus über Nacht nicht auskühlte. Ungelenk erklimmte er die schmale Treppe zum Schlafzimmer und legte sich müde auf das Bett. Peter hoffte darauf, dass er in seinen Träumen Ruhe und Entspannung fand, selbst wenn es seit Jahren immer das Gleiche war, was er im Schlaf erlebte. Dort, in dieser Welt zwischen Wachen und Schlafen, wandelnd zwischen Leben und Tod, hatte er in früheren Tagen schon manche Erlösung gefunden.

Es dauert keine zwei Minuten, bis er in tiefen Schlaf versank, um die Schwelle zum Land der Träume zu überschreiten. Aus dem diffusen Nebelschleier in seinem Kopf kristallisierte sich langsam eine sommerliche Landschaft. Bäume schälten sich aus dem Grau, eine Lichtung, auf der ein Mädchen im Gras kauerte. Peter beobachtete sich in der unwirklichen Szene, damals als junger Bursche, unsicher, schüchtern und verliebt. Als der, noch unversehrte Knabe Peter seine Kameradin dort auf der Wiese sitzen sah, versteckte er sich hinter dem mächtigen Stamm einer vom Blitz gespaltenen Buche. Auf einem Grashalm kauend, betrachtete er für einen verträumten Augenblick die junge Frau vor sich. Behutsam beugte er sich vor, um besser zu sehen, bis der abgestorbene Ast, an dem er sich festhielt, plötzlich mit einem lauten Knacken brach. Er kam ins Wanken, verlor unweigerlich das Gleichgewicht. Mit einem panischen Schrei stürzte er in das kniehohe Gras. Erschrocken durch den Lärm wurde das Mädchen auf den heimlichen Beobachter aufmerksam.

»Peter! Musst du mich so erschrecken?«, beschwerte sie sich erbost. »Ich mag es nicht, wenn du dich so anschleichst!«

Peter rappelte sich auf und klopfte unwirsch Staub und Gras von seiner Hose. Er hielt ein glänzendes Glas, das er aus seiner Hosentasche kramte, gegen die Sonne. Gott sei Dank, es ist nicht zersprungen!, dachte er erleichtert. Jetzt griff er nach dem großen Holzbrett, das ihm aus der Hand gefallen war.

»Was bringst du denn da Seltsames mit?«, fragte sie wissbegierig, als sie ihren Freund auf sich zukommen sah.

»Entschuldige!« Peter schaute ertappt auf. »Ich wollte dich nicht verärgern. Nimm's mir nicht übel.« Er blickte ihr mit einem, um Verzeihung flehenden Blick in die Augen.

»Das muss ich mir noch überlegen. Sag schon, was ist das da unter deinem Arm?«, erkundigte sie sich erneut.

»Erzähl ich dir, wenn wir alle beisammen sind«, erwiderte er mit einem schelmischen Zwinkern.

»Spann mich nicht so auf die Folter. Du bist mir wegen deiner blöden Anschleichelei was schuldig«, maulte sie. Übermütig holte sie aus und boxte ihm kräftig auf den Oberarm.

»Autsch!«, jammerte er übertrieben. »Ich sag nur so viel, das ist ein Spiel, das mir meine Oma beibrachte«, verkündet er freudig erregt. »Das machen wir diese Nacht im Mondschein.«

»Warum ausgerechnet heute bei Vollmond? Was ist das für ein komisches Spiel?«

»Später! Ich erkläre dir alles, wenn wir beisammen sind!«

Funken stieben auf, als Peter wenige Stunden später ein Stück Holz in die Glut warf. Der volle Mond beleuchtete inzwischen die Lichtung, auf der sie sich niedergelassen hatten, und ließ den Wald silbergrau und kalt erstrahlen. Zwischen den in den Himmel ragenden, majestätischen Tannenstämmen konnte man hie und da den modernden Stamm einer toten Buche grünlich fluoreszierend schimmern sehen. Der Ruf eines Käuzchens begleitete den zwölften Glockenschlag, den der Wind vom Dorf herauf trug. Das Jaulen der Hunde, die den Vollmond begrüßten, verklang allmählich in der Nacht.

Peter holte das mitgebrachte Spielbrett, den kristallinen Becher sowie eine weiße Wachskerze aus dem Zelt. Behutsam legte er die, mit verschnörkelten Symbolen verzierte Holztafel auf drei vorbereitete, flache Steine vor sich im Gras ab.

»Was ist das?«, erkundigte sich Marc, der Peter dabei argwöhnisch ansah.

»Das ist eine Ouija. Kennt ihr das nicht? Damit kann man mit den Geistern in Kontakt treten. Das wird garantiert spaßig!«

»Du willst doch nicht in dieser Vollmondnacht eine Séance abhalten?«, fragte Marc verstört nach.

»Warum nicht?«, mischte Thomas sich ein.

»Ich bin neugierig! Komm erzähl, wie geht das, Peter?«, ermunterte er ihn, weiter zu machen.

»Wir legen unseren rechten Zeigefinger auf den Boden des Glases, das mit der Öffnung nach unten auf dem Brett steht. Dann konzentrieren wir uns auf einen Verstorbenen, den wir befragen möchten. Sobald er sich meldet, können wir ihn alles fragen.«

»Es wird Zeit. Lasst uns zur Tat schreiten. Ich will die Geister sprechen«, forderte Thomas seine Freunde ungeduldig auf.

»Hörst du das?«, fragte das namenlose Mädchen plötzlich völlig verängstigt.

»Ich höre nichts! Du Peter?«, antwortete Thomas unbeschwert.

»Nein, es ist vollkommen ruhig!«, stimmte Peter ihm zu.

»Eben, das meine ich! Seit wann ist der Wald in der Nacht so grabesruhig? Kein Kauz, der durch die Luft gleitet, kein Fuchs, der sich durch das Unterholz schleicht, nicht der geringste Laut durchdringt den Wald. Das ist unheimlich. Bitte lass es sein, Peter!«

»Ach was, das ist manchmal so! Es ist die ideale Nacht.«

»Heute ist der erste Mai, Peter. Du weißt, das ist die Walpurgisnacht. Da ist die Grenze zwischen dem Reich der Lebenden und der Toten durchlässig. Geister können heute in unsere Welt übertreten.« Händeringend und mit flehendem Blick lugte sie ihre Freunde an.

»Ach du Spaßverderberin! Hör auf, das sind unsinnige Märchen!«

»Ich mach keinen Spaß, heute ist es nicht gut, Geister anzurufen!«

»Im Gegenteil, heute ist die richtige Nacht!«

»So? Warum sagst du dann zu mir, ich soll mit den ›Märchen‹ aufhören?«, keifte sie wütend. Schmollend verschränkte sie ihre Arme vor der Brust und stierte in die Glut.

»Sag uns, auf wen wir uns konzentrieren sollen«, forderten die Jungs Peter schließlich auf, um den Streit zu schlichten.

»Versuchen wir es mit meinem Opa, den haben wir alle gemocht«, schlägt Peter vor. Eng aneinander geschmiegt saßen sie vor dem Brett. Das Feuer vor ihnen war in der Zwischenzeit fast heruntergebrannt. Die Kerze, die Peter auf einem flachen Stein vor dem Brett abgestellt hatte, erhellte mit ihrem schwachen Schein das Quartett. Das Mädchen, dessen Name Peter nicht mehr einfallen wollte, legte, immer noch zögernd, zuletzt ihren Finger auf den Boden des Glases. Sie warten gespannt, ob etwas passieren würde. Unversehens schloss Peter seine Augen und sprach mit tiefer, sonorer Stimme zu ihnen.

»Wer wagt es, mich in meiner Totenruhe zu stören?« Kreidebleich vor Schreck saßen die Vier auf ihren Hintern in der feuchten Wiese. Verängstigt schauten sie sich an.

»Was war das? Ist da jemand?«, fragten sie im Chor. Peter öffnete blinzeln die Augen, dann begann er, herzlich zu lachen.

»Hab ich euch dran gekriegt! Das Ding funktioniert nicht, das ist nur dazu gemacht, um kleine Kinder wie euch zu erschrecken!«

»Na warte, du Idiot«, brüllen alle zugleich. Mit geballten Fäusten fielen die beiden Jungs über ihn her und verpassten ihm einige Boxer. Er war auf vieles vorbereitet, jedoch nicht auf die Dresche, die er jetzt bekam.

»Hört auf, ich weiß, ich hab`s verdient, aber es ist genug, ich hab meine Lektion gelernt!«, rief Peter und sah dabei zu dem Mädchen am Feuer. Sie saß wie hypnotisiert vor dem Brett und rührte sich nicht.

»Lasst uns zum Lager zurückgehen«, forderte er seine Freunde auf.

»Peter, wo ist der Mond?«, fragte Marc plötzlich verängstigt.

»Na wo wohl? Am Himmel, du Angsth... «

»Nein ist er nicht. Es ist urplötzlich stockdunkel, siehst du das nicht?«

Jetzt erst bemerkt Peter, dass sich eine dicke Wolke vor den getreuen Gefährten der Nacht geschoben hatte. Auch das Feuer war bis auf wenige Glutnester heruntergebrannt. Man konnte gerade noch Silhouetten erkennen, die sich im schwachen Schein der flackernden Kerze abzeichneten. Selbst das leise Lüftchen, das sich bisher seinen Weg durch die Äste bahnte, war versiegt. Eine unheimliche Stille bemächtigte sich der Lichtung. Die Welt um sie herum war erstarrt.

»Mir ist plötzlich kalt ... so kalt!«, stotterte Thomas mit klappernden Zähnen.

»Mir auch«, stimmte Marc ein.

»Ihr seid doch Memmen. Das ist alles nur Einbildung.« Peter versuchte damit, sich selbst und den beiden anderen Mut zuzureden. Ein greller Lichtblitz, der aus dem Boden gen Himmel fuhr, zerschnitt die Dunkelheit wie das flammende Schwert des Erzengels Gabriel. Ihm folgte lautes Donnernrollen, das die Nacht durchbrach, wie tausend Pferde, die über den versteinerten Vorplatz zur Hölle galoppierten. Jetzt war es an dem Mädchen, die anderen zu erschrecken. Plötzlich zuckte sie zusammen, warf den Kopf in den Nacken und sprach mit lauter Stimme, die alles übertönend durch die Finsternis hallte:

»Auserwählter! Sei bereit! ...«

Peter wurde plötzlich im Schlaf unruhig. Die Bilder verwandelten sich, der Wald verschwand, löste sich im Dunst des Vergessens auf.

Kairo - Hochebene von Gizeh, abends

Seit mehreren Stunden kroch der von Trauer gezeichnete Mann, durch die gespenstisch qualmenden Ruinen am Fuße der großen Sphinx von Gizeh. Der letzte Schein der untergehenden Sonne überzog die verkohlten Überreste der Zeltstadt. Den mahnden Fingern einer toten Hand gleich, deuteten die geschwärzten Aluminiumgerippe der provisorischen Behausungen in den, sich langsam dunkelviolettfärbenden Abendhimmel. Kein Fleckchen, das von dem Feuer verschont geblieben war. Selbst die abseits gelegene Kochstelle mit den Vorräten an Nahrung und Wasser, alles wurde vernichtet. Verbrannt, aufgefressen von der ungezügelter Gier der Flammen. Auf einem angesengten Holztisch lagen noch verrußte Tonsplitter neben geborstenen Steinfragmenten und geschmolzenem, blauem Glas. Weißer Kreidestaub am Boden markierte die Stellen, wo bis vor kurzem noch die verkohlten Überreste von vier Opfern lagen. Hie und da flatterte ein Fetzen versengtes Kunststoffgewebe im Abendwind, der den Odem des Todes in die Wüste trug. Das ungleichmäßige Geräusch der wehenden Plane störte die friedliche Ruhe. Auf Händen und Knien robbte der alte Mann, ein stilles Gebet murmelnd, über den abkühlenden, rußverschmierten Sand. Er arbeitete sich tastend vorwärts durch Schutt und Asche. Plötzlich hielt er inne. Er spürte eine eisige Kälte in sich aufsteigen, die sich wie eine steinerne Faust um sein Herz schloss. Resigniert blickte er auf, beobachtete, wie das goldrote Schimmern am Horizont verging. Die brennende Scheibe versank so schnell in den Fluten des heiligen Flusses wie ein Stein, den man ins Wasser warf. Die Kälte der Wüste vertrieb den letzten Gedanken an die wärmespendenden Sonnenstrahlen. Die aufziehende Nacht mit ihren schwarzen Seidentüchern verhüllte all den Schmerz des heutigen Tages.

»Nein!«, schrie er verzweifelt in die Dämmerung. Doch der eisige Hauch des Todes griff nach ihm, verlangte nach seiner unsterblichen Seele.

»Nein Anubis! Du wirst meine Seele nicht bekommen. Nicht heute, nicht hier! Ich gehe zu meinen Vorfahren. Dort bei Thoth in der Halle von Amenti wartet man bereits auf mich.«

Der Greis war auf der Suche nach seiner Misbaha. Das ist seine Gebetskette, die er wie jeder gläubige Muslim bei sich trug, so wie Christen ihren Rosenkranz oder Buddhisten den Mala. Diese kostbare Kette mit 33 Gebetsperlen aus seltenem blauem Bernstein, das einzige Erbstück seines Großvaters, war ihm abhandengekommen.

Irgendwo in diesem gigantischen Sandmeer hatte er sie verloren, so wie er hier alles andere verlor. Seinen Weg, sein Ziel, seine Familie, all das wurde ihm von der Bewacherin Shesep Anch genommen. Sein Team, Mustafa, Samuel, Achmed, David, alle tot. Sie sind in dem flammenden Inferno gestorben, innerhalb weniger Minuten dahingerafft. Nur er, er hatte überlebt, weil er im nahen Kairo war, um frisches Obst und Fleisch für die Gruppe zu besorgen. An diesem Abend wollten sie ihren ersten Durchbruch feiern. Sie fanden den, seit Jahrhunderten verschütteten Eingang zur mystischen Halle des Wissens. Hinter der Mauer, die sie entdeckten, musste der Schatz liegen. Keiner glaubte mehr daran, dass es die sagenumwobene Halle des Wissens, jenen verborgenen Raum der Priester gab. Das, in den Lehmstein eingearbeitete Emblem, das er fand, bestätigte es. Er würde Recht behalten, in dem Raum dahinter muss sich das gesammelte Wissen von Jahrtausenden befinden.

Doch seine Teammitglieder, seine Freunde starben, ohne die Wahrheit zu kennen. Er hatte niemandem in seinem Team erzählt, wer der anonyme Financier dieser Ausgrabung oder was seine wirkliche Aufgabe in der Gruppe war, noch seine Abstammung. Für sie war er nur ein alter, Geschichten erzählender Mann gewesen, der durch die guten Ortskenntnisse einen Platz in dieser Schatzsuche bekam.

Weit gefehlt! Wie schlaue sie alle getäuscht hatte!, dachte er bei sich.

Vor sechs Wochen erwachte er eines Morgens, entschlossen seiner Vision von den mystischen Reichtümern, die hier verborgen sein sollen, zu folgen. Sie wussten nicht, dass er selbst der Initiator dieses tödlichen Abenteuers war.

Er, Omar ibn Karim ibn Achmet ibn Nebou ibn Nedjem war das älteste Mitglied eines erloschen geglaubten, geheimen Bundes, der letzte Wächter der Bruderschaft des Wissens, die »Frater Sicius«. Auch er hat, wie schon so viele vor ihm der Verlockung erlegen, die einzige Regel missachtet.

»Ich lasse mich nicht in Versuchung führen«, das musste er auf das uralte, goldene Anch schwören. Doch auch Omar verlor den Kampf, er erlag dem Verlangen, das Geheimnis zu offenbaren.

Ein einsamer Rabe glitt geräuschlos durch den Abendhimmel. Der Byzanz des Abendlandes gesellte sich zu ihm, ließ sich auf der linken Pranke der steinernen Löwin nieder. Der schwarze Vogel beobachtete ihn mit aufblitzenden Augen. Verwundert über die seltsame Erscheinung setzte Omar sich in den Sand und beobachtete das Tier. Im Schein des blauen Eismondes, der das Firmament erklimm, betrachtete er nachdenklich den Vogel. Dann glitt sein Blick zu der Silhouette der monumentalen Gedenkstätte, die an einen längst zu Staub zerfallenen und in Vergessenheit geratenen Pharao der vierten Dynastie erinnerte. Ein bodenlos anmutender Schacht, den er mit seinem Team zwischen den Pranken des Standbildes in den Kalkstein getrieben hat, öffnete sich vor ihm. Schwarz und unergründlich tief, wie der gefräßige Schlund einer Bestie vergangener Zeit.

Vorsichtig tastete Omar sich zu der wackeligen Leiter aus Holz, die aus dem Schacht herausschaute. Im Vertrauen darauf, dass die Misbaha auf dem Grund der Ausgrabungsstätte liegen würde, betrat er die Sprossen.

Ein letztes Mal ..., dachte er, ... klettere ich diese morschen Sprossen hinab. Mich erfüllt die Hoffnung, dass du Shesep Anch mir dein Geheimnis offenbarst!

Eine Bewegung neben der großen Pranke, wo vor kurzem noch der Rabe saß, ließ ihn innehalten. Er wagte einen verunsicherten Blick zu dem steinernen Monument, suchte den Schatten des Vogels im bläulich fahlen Licht des Mondes, vergeblich.

Mühsam stieg er die behelfsmäßig zusammengezimmerte Leiter hinab in die Dunkelheit des Schachtes. Je weiter er vordrang, umso enger wurde der künstliche Kamin. Nach dreizehn Metern erreichte er endlich die Sohle. Erleichtert, dass er den Abstieg gemeistert hatte, holte er noch einmal tief Luft, bevor er sich weiter wagte.

Er folgte dem engen Schacht, der gen Westen zur großen Pyramide des Cheops führt. Auf den ersten dreißig Metern konnte er noch beinahe aufrecht gehen. Nun war er an der Stelle angelangt, wo er nur auf dem Bauch robbend vorankam. Der schwache Strahl seiner Stirnleuchte durchdrang die Finsternis keine zwanzig Zentimeter weit. Gerade so, als würden die Wellen weißen Lichtes von den kühlen Steinwänden aufgesaugt wie flüssiges Wachs von Löschpapier. Das leise Zittern im Boden, kaum merkbar, ließ ihn innehalten. War da nicht der dumpfe Knall einer Explosion? Omar lauschte angestrengt in die Dunkelheit. Unendliche tödliche Stille war alles, was er wahrnahm. Verunsichert tastete er sich weiter. Er war hier unten so blind wie ein Taucher in einem schwarzen, zähen Teersee. Im nächsten Moment flirrte die Luft um ihn herum, der Schacht geriet in Bewegung. Während er versuchte, den Ursprung der Veränderungen auszumachen, spürte er es, Panik stieg in ihm auf, übermannte ihn und übernahm die Kontrolle über seinen Körper.

Einer stürmischen Liebhaberin gleich umfing ihn ein Schwall heißer Luft, schloss ihn in die Arme, raubte ihm den Atem. Der plötzliche Temperaturanstieg trieb ihm augenblicklich den Schweiß aus allen Poren. Aus dem nichts, ohne Vorwarnung, gerade so wie die erste Welle eines Tsunami, brach über ihm alles tosend zusammen. Nach der rasch eintretenden Stille, folgte eine Grabeskälte. Dunkelheit ergriff Besitz von seinem Geist. Einem Blitzschlag lang zuckten Erinnerungen an seine Kindheit, seiner Arbeit, der Familie vor seinen geschlossenen Augen. Ein Film entwickelte sich aus der wirren Abfolge von Gedanken, gleich einer Vision! Omar hörte eine Stimme, die nach ihm rief:

Kann es sein?, fragte er sich, als er die Kinderstimme erkannte.

Leseprobe

Blut der Pharaonen Band 1

ISBN / EAN: 978-3-8450-1338-1
Erschienen: 30.01.2014
Verlag: Satzweiss.com - Chichili
Sprache(n): Deutsch
Seitenzahl: 417 (abhängig von Lesegerät und Formatierung)
Dateiformat: EPUB

Offen für alle Geräte, die den Adobe Kopierschutz (DRM) unterstützen, bald auch bei Amazon und im Apple iBook - Store! Aktuelle Informationen zur Verfügbarkeit finden sie auf der Homepage des Autors.

Erhältlich als eBook zum Download bei:

- <http://110-ebook-avenue.net/home>
- <http://www.thalia.de> (at, ch)
- <http://www.weltbild.de> (at, ch)

Die Facebook - Seite zur Trilogie:

- <http://www.facebook.com/vitriolaurisacrafames>

Website des Autors:

- <http://www.reisigl.net>
- <http://www.facebook.com/eduardflorian.reisigl>



Blut der Pharaonen



Eduard-Florian Reisigl